

Stefan Hertmans

Dius

ROMAN

Aus dem Niederländischen von
Ira Wilhelm

Diogenes

Titel der 2024 bei De Bezige Bij, Amsterdam,
erschienenen Originalausgabe: ›Dius‹
Copyright © 2024 Stefan Hertmans
Covermotiv: Gemälde von William Bruce Ellis Ranken,
›Young Man Sketching‹, 1920 (Ausschnitt)
Copyright © Leamington Spa Art Gallery & Museum

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
80/25/852/1
ISBN 978 3 257 07356 0

Nichts ist im Verstand,
was nicht vorher in den Sinnen wäre.
Thomas von Aquin

I

Egidius De Blaeser, von allen Dius Prati genannt, war die Frucht einer ehebrecherischen Romanze seiner unternehmungslustigen Mutter mit einem Sizilianer, der, kaum war er Inhaber eines Eiscafé in der belgischen Provinzstadt Heist-aan-Zee geworden, allabendlich die eisigen Augen von Dius' künftiger Mutter über dem Stracciatella-Eis, dem *Gelato al limone* und dem *Sorbetto al cioccolato* schweben sah. Ob er der Verführung ihrer Augen oder ihrer leckenden Zunge erlag, ist nicht überliefert. Die geheime Liaison dauerte immerhin einige Monate, wie die im Rollstuhl eines Pflegeheims sitzende Mutter dem Sohn während eines offenerherzigen Moments zitternd gestand, wenige Monate bevor sie ihren westflämischen Geist aufgab. Dius' Vater mag etwas geahnt haben, wenn er Dius' pechschwarze Haare mit den hochblonden Locken seiner Frau und den eigenen bleichen Strähnen verglich. Das Eiscafé gab es nicht mehr; Dius meinte, das Ladenlokal sei bereits kurz nach seiner Geburt wieder zu vermieten und sein biologischer Vater spurlos verschwunden gewesen.

Dius' Eltern besaßen unweit der Küste ein Schuhgeschäft; das große, alte Gebäude ging jenseits des Innenhofs in eine geräumige Werkstatt über, in der Dius' offizieller Vater

seine Zeit vor Regalen voll abgelatschter Schuhe mit Reparaturen verbrachte, während seine Frau sich im Laden mit den Kunden unterhielt – ihre schrille Stimme war oft bis in die Werkstatt zu hören, wenn die Maschinen nicht surrten.

Diese summenden Maschinen gehören zu meinen frühesten Erinnerungen, erzählte mir Dius einmal, der Geruch von Heißkleber, vom Schmieröl auf den Lagern, ich kann es noch immer riechen. Oft habe ich mich mit geschlossenen Augen neben meinen Vater auf den Werkstattboden gesetzt, ich wollte das sirrende Geräusch vom Schleifstein so intensiv wie möglich genießen. Ich öffnete die Augen erst wieder, wenn die Räder aufhörten, sich zu drehen, oder mein Vater anfang, Absätze zu besohlen, und mich das Gehämmere aus der Trance riss.

In diesem Haus habe ich später öfter übernachtet, verbrachte mehrere Wochen tagsüber lesend am Strand und träumte von Büchern, die ich nie schreiben würde. Die Wohnung im zweiten Stock hatte einen kleinen Balkon aus belgischem Kalkstein mit Blick auf die Werkstatt; dort stand ich manchmal und rauchte, weil Rauchen in den Zimmern verboten war. Im altmodischen Wohnzimmer mit den lackierten Holzvertäfelungen hing vor einer rot-goldenen Tapete ein gerahmter Druck, auf dem eine offensichtlich wohlhabende Familie des 19. Jahrhunderts sich um eine kleine Kalesche im Schnee versammelt hatte; darunter stand in roter Schnörkelschrift *Snowed up on Christmas Eve* – Worte, an die ich mich viele Jahre später ganz unerwartet erinnern würde.

In Heist hatte ich mit Nouka einmal einen trägen Augustmonat lang einen Urlaub verbracht. Sie spielte auf einem kleinen Kassettenrekorder pausenlos Musik von den Gipsy Kings. Das war vor der Erweiterung des Hafens, als Heist noch etwas von seiner ehemaligen Grandeur besaß, eine melancholische Atmosphäre, in der wir an langen Sommerabenden zur *Brasserie Coupe de Nice* schlenderten, wo Nouka jeden Tag Meloneneis mit gebrannten Nüssen und Schlagsahne aß, die Füße auf einen der weißen Plastikstühle legte und ich ihr liebevoll den Sand zwischen den Zehen wegstreichelte, deren schwarz lackierte Nägel aussahen wie vollkommene, stetig an Größe abnehmende Venusmuscheln.

*

Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen, wie Dius an meiner Haustür klingelte. Ich wohnte damals in der Altstadt eines Provinzorts. Nouka öffnete die Tür; ich saß im oberen Stockwerk und arbeitete an meiner Dissertation, sie wusste, dass ich nicht gestört werden wollte, umso mehr, weil ich zu jener Zeit nicht besonders gut vorankam. Sie rief mich mit den Worten herunter, dass einer von meinen Studenten vor der Tür stehe.

Als ich durch den langen, schmalen Gang zur Tür kam, sah ich einen jungen Mann, pechschwarzes Haar umgab seinen Kopf wie ein dunkler Strahlenkranz. Die obersten Knöpfe seines kragenlosen weißen Hemds waren offen, eine Goldkette glitzerte im Brusthaar. Er sah zugleich abgerissen und elegant aus, ein Kleinkrimineller mit der Hal-

tung eines Aristokratensohns. Er war wohl kaum älter als zwanzig – ich erkannte in ihm sofort den Studenten, der in meiner Vorlesung über den Maler Vittore Carpaccio einmal gerufen hatte, er könne Hunde viel besser malen als der Venezianer, dessen Hunde aussehen wie Scheißhaufen. Der ganze Hörsaal verstummte erschrocken, bevor sich vereinzelt ein Kichern regte. Dius wurde feuerrot, sprang auf und rannte aus dem Saal. Mir selbst verschlug es für einen Augenblick die Sprache angesichts der Tatsache, dass sich aus einer im Grunde lächerlichen Bemerkung eine derart peinliche Situation entwickeln konnte. Um meine Konzentration war es geschehen – Carpaccios Hunde waren in der Tat etwas merkwürdig und zogen plötzlich die ganze Virtuosität des großen Malers ins Lächerliche. Man muss sich nur den merkwürdigen Köter auf dem bekannten Porträt *Zwei wartende Venezianerinnen* anschauen: Männchen machend, die Vorderpfoten auf die Hände der leer vor sich hinstarrenden Dame am rechten Bildrand gestützt, blickt er den Betrachtenden mit jener unterwürfigen Gekränktheit an, die als abstoßend empfinden muss, wer das devote, hysterische Wesen der Hunde ohnehin nicht leiden kann. Ich spürte, dass ich meine Studierenden nicht mehr zu fesseln vermochte, schaltete den Projektor aus und beendete die Vorlesung vorzeitig. Als ich die Akademie verließ, sah ich mich um, konnte Dius aber nirgendwo entdecken.

Nun aber hatte Nouka diesem noblen Unbekannten unsere Hautür gastfreundlich geöffnet, der jetzt mit einem etwas provokanten Grinsen vor mir stand und sagte: Darf ich reinkommen? Ich habe eine Überraschung für Sie.

Dass ein Student an der Tür des Dozenten klingelt, als wäre er ein reicher, freigebiger Onkel, war derart ungewöhnlich, dass es mich einen Moment lang verwirrte. Dius sah mich mit einem Anflug heiterer Arroganz abwartend an. Ich hätte ihn jetzt höflich wegschicken und streng tadeln können, dass es höchst unangebracht sei, auf diese Weise in die Privatsphäre eines Dozenten einzudringen, doch bevor ich merkte, was ich tat, hatte ich ihn mit einer Geste, die zum Ausdruck bringen sollte, dass ich wohl keine andere Wahl hätte, schon aufgefordert einzutreten. Damit war der Ton gesetzt. Dius betrat das Wohnzimmer, ich bat ihn, Platz zu nehmen. Dann brach es aus ihm heraus.

Ihm sei aufgefallen, dass ich etwas überarbeitet sei ... Nein, er wolle mir nicht zu nahe treten, Entschuldigung, er meine es nur gut, aber ich hätte ihn nun einmal ... tief beeindruckt, oder, warten Sie, nein, ähm ... Das mit den Hunden tue ihm leid – eigentlich ... So oft habe er in meinen Seminaren Gedanken gehabt, die er sich nicht zu sagen getraut habe ... und deshalb habe er sich jetzt gedacht, nein, das stimme auch nicht ganz, im Grunde ist es so ...

Ich möchte Ihr Freund sein, schoss es aus ihm heraus. Er wurde knallrot und verstummte.

Verblüfft starrte ich den jungen Mann an; er versuchte, in einer Mischung aus Draufgängertum und Verlegenheit die Fassung zurückzugewinnen, indem er die Fingerspitzen aneinanderpresste und mich zögernd ansah. Der Anblick eines Menschen in seiner völligen Arglosigkeit wirkt bisweilen wie eine Offenbarung. Jede Hierarchie zwischen

uns zerbröckelte. Ich war Anfang dreißig, uns trennten höchstens zehn Jahre. Jemanden um die Freundschaft zu bitten war ein starkes Stück – ganz so, als bäte ein kleiner Junge das Nachbarmädchen darum, mit ihm ›gehen‹ zu dürfen, was im Grunde darauf hinauslief, sich von nun an die Süßigkeiten zu teilen.

Sofort schoss mir durch den Kopf, wie viele Abhandlungen es doch zum Thema Freundschaft gibt – sie ist, abgesehen von der Liebe, vielleicht eines der größten Themen der Kulturgeschichte; Ovid schrieb weltberühmte, teils verzweifelte Gedichte für Freunde, die er verloren hatte, Senecas Meinung nach ist ein Freund so etwas wie ein *alter ego*, für Cicero ist die Freundschaft moralisch gar der Liebe überlegen, da sie eher auf der bewussten Entscheidung für einen Menschen beruht als auf der blinden Leidenschaft für dessen erotische Ausstrahlung – doch in diesem Moment fiel mir einzig ein, was Michel de Montaigne über seine Freundschaft zu Étienne de La Boétie geschrieben hatte: »Weil er er war; weil ich ich war.« Etwas in mir gab sich mit jener Unbesonnenheit geschlagen, mit der man unübersichtlichen Situationen oft zu begegnen pflegt: *quia absurdum* – weil es keinen Grund dafür gibt.

Aha, sagte ich, räusperte mich und schwieg.

Zwei laut miteinander plaudernde Studierende gingen die schmale Straße vor meinem Haus entlang. Ich wohnte nur wenige Hundert Meter vom Institut entfernt, an dem ich lehrte, und war es gewohnt, Studierende von mir vor meinem Haus vorbeigehen zu hören. Doch nun saß einer von ihnen in meinem Wohnzimmer, nachdem er ziemlich unverfroren bei mir geklingelt und mich damit irgendwie

kalt erwischt hatte, denn ganz offensichtlich vermochte ich dem nichts entgegenzusetzen.

Ich will nicht aufdringlich sein, sagte er, als die Stille unbehaglich wurde, aber oben in den Poldern im Norden von Belgien, nicht weit von der niederländischen Grenze, steht mir ein Haus zur Verfügung, in dem Sie konzentriert arbeiten könnten. Ich habe gehört, dass Sie gerade an Ihrer Dissertation schreiben. Sie sehen oft so ... nun ja, müde aus, und da dachte ich ...

Er hatte den Kopf gesenkt und blickte von unten zu mir herauf, als erwarte er einen Hieb oder eine grobe Zurückweisung.

Ich fürchte, dass ich ihn die ganze Zeit nur erstaunt angestarrt habe – in mir mischten sich Gefühle von Verärgerung, Faszination und Ungeduld. Ich erinnerte mich an einen Text, den Dius zu Anfang des Semesters abgegeben hatte; darin vergleicht er sich mit einem Fohlen, das sich auf eine Weide voller starrender Stiere verirrt hatte; offenbar fühlte er sich unter seinen Kommilitoninnen und Kommilitonen ähnlich fremd, einsam und fehl am Platz. Seine Handschrift war seltsam unstet, allerdings schrieb er auch mit einer Rohrfeder, wodurch die Buchstaben breit ausfielen und mit ungleichmäßigem Tintenfluss schräg über das Blatt tanzten, als wären sie im Sturm bergaufwärts gegen den Wind geschrien worden; sein kurzer Aufsatz nahm vier Blätter in Beschlag, wofür ein gewöhnlicher Studierender lediglich eines benötigt hätte. Kindlich und naiv war sein Geständnis, und gleichzeitig sprach eine außerordentliche Schönheit daraus. Ich hatte seinen Text in eine Schublade gelegt, statt ihn, wie vorgeschrieben, mit den Arbeiten der anderen Studierenden

ins Archiv zu geben. Ich hätte auch nicht gewusst, wie ich seine Arbeit hätte bewerten sollen. Die Aufgabe für die Studierenden war gewesen: Positionieren Sie sich im heutigen künstlerischen Klima. Dius jedoch schrieb über die Temperafarbe des 15. Jahrhunderts, über den Goldenen Schnitt in den Polderlandschaften und über seinen Wunsch, nach Ushuaia zu ziehen, um Lamas in freier Wildbahn zu beobachten. Vielleicht war sein Text aber auch die raffinierte Parodie eines konzeptuellen Kunstmanifests, mit dem er meine Aufgabenstellung lächerlich machen wollte.

Die vier ungelenk vollgekritzelten Blätter, die mir jetzt, nach all den Jahren, eher ein Hilferuf als ein Aufsatz zu sein scheinen, müssen noch in irgendeiner Schreibtischschublade liegen.

Ich habe in den Poldern ein Malatelier, sagte er, es ist ein altes Dorfhaus, das nicht mehr benutzt wird. Es grenzt an einen verwahrlosten Park mit einem kleinen Schloss. Ich könnte Ihnen dort einen schönen Raum frei machen, wo Sie sich zurückziehen und in aller Stille arbeiten können. Miete brauchen Sie keine zu bezahlen. Ich werde Sie nicht stören. Und für das Essen Sorge ich auch.

Er senkte wieder den Kopf und schaute mich unter den Augenbrauen hervor mit Spannung und Erwartung an, als fürchtete er, dass ich ihn gleich hinauswerfen würde.

Weil ich ohne Antwort weiter still vor mich hin starrte, nahm er seinen ganzen Mut zusammen und setzte alles auf eine Karte: Sollen wir nächsten Mittwochnachmittag hinfahren? Es ist ungefähr zwanzig Kilometer von hier.

Ich stieß ein kurzes, ungläubiges Lachen aus.

Ich habe keine Ahnung, was mich ritt – ich konnte mir

Noukas bedenkliches Kopfschütteln bereits blendend vorstellen; sie würde mich fragen, ob ich noch alle Tassen im Schrank hätte: Ich, der überarbeitete Dozent, der für nichts Zeit hatte, und schon gar nicht für romantische Ausflüge mit ihr, plante eine Landpartie, und das *nota bene* mit einem Studenten, statt die wertvolle Zeit für etwas Sinnvolleres zu nutzen?

Aber es war zu spät; irgendwo in meinem Kopf hatte sich etwas aufgetan und frischen Wind hereingelassen, ein verheißungsvolles Aufschwimmen unverhoffter Möglichkeiten versprach, mich aus meinem selbst verschuldeten Lebenstrott zu befreien.

Gut, sagte ich so beiläufig wie möglich, warum nicht.

Und da er nun seinerseits schwieg, fügte ich, nun selbst fast verlegen, hinzu: Also abgemacht. Wo treffen wir uns?

Ich werde Sie abholen, sagte er. Ich fahre. Nächsten Mittwoch um zwei Uhr?

Ich schob ihn zur Tür hinaus und zuckte entschuldigend mit den Achseln, als Nouka ihren Kopf aus der Wohnzimmertür steckte und mich fragend ansah.

Ich verschwand in mein Arbeitszimmer und vertiefte mich in Kants Aussagen über meine Urteilskraft: *Denn, ist der die Kausalität bestimmende Begriff ein Naturbegriff, so sind die Prinzipien technisch-praktisch; ist er aber ein Freiheitsbegriff, so sind diese moralisch-praktisch.*

Was zum Teufel soll ich damit?, fragte ich mich verzweifelt und ging mir einen Kaffee kochen.